



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 211.

Samstag, 10. September

1927.

(10. Fortsetzung.)

Das grüne Monotel.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

V.

Die Formalitäten in der Starthalle der Deutschen Lufthanja waren schnell erledigt. Nun schlenderte Henner von Traß ins Freie.

Es blieb noch Zeit.

Der riesige „D. 891“ hatte gerade getankt. Die letzte Revision der Monteure war beendet. Vom Kontrollsturm aus erhielt die Maschine eben „Kollerlaubnis“ zum Startplatz.

Da fieberte aufgeregtes Leben: Autos und Personen-omnibusse kamen aus den Zubringerstraßen angefaßt, Gepäckkarren brachten die Koffer der Passagiere des Berlin-Amsterdam-London-Liefbeders, einer der Motoren wurde probeweise angelassen; die Fluggäste hatten noch diese oder jene Frage.

Man wechselte ein paar letzte Worte, verabschiedete sich, lachte, schwatzte, tat — je nach Temperament — blasiert oder aufgereg. Der Pilot plauderte, mit steinerner Gelassenheit abseits stehend und eine letzte Zigarette rauchend, mit seinem Beobachter. Der kleine Luftboy flüchte umher und hatte noch allerlei wichtige und eilige Missionen. Es war stets das gleiche und doch stets wieder reizvolle Bild, das sich Morgen für Morgen gegen die neunte Frühstunde auf dem Tempelhofer Feld entwickelte.

Und mitten in diesem Wirrwarr von Menschen, Fuhrwerken, Gepäcktransport und Rotorenschnurren — stieß der Botschaftsrat von Traß auf Gerrit Glynn.

Welch eine bizarre Laune des Zufalls — unter den vier Millionen Menschen, die Berlin bewohnten, ausgerechnet hier und ausgerechnet heute früh diese Deutsch-Engländerin zu treffen, die Christas Pensionsgefährtin und Herzensfreundin war.

Von einem englischen Vater und einer deutschen Mutter stammend, hatte sie ihre ersten Jugendjahre in Manchester verbracht, wo der ehrenwerte Patrik Algernon Glynn als Besitzer großer Textilwerke die Sovereigns in Baken scheffelte. Als er mit vierzig Jahren am Herzschlag starb, kehrte seine Witwe nach Deutschland zurück, schuf sich in einem westlichen Villenvororte ein von Reichtum und Geschmack zeugendes neues Heim und lebte fortan ganz nach eigenem Stil, ohne sich über die Erziehung ihrer einzigen Tochter sonderlich viel Sorgen zu machen. Sie dachte sich: Vorläufig gibt ja die Pensionszeit Gerrit den äußerlichen Schliff, und später wird sich das Mädel im Leben schon durchsehen. Denn sie ist Erbin eines Millionenvermögens und des Blutes ihres selbstsüchtigen Vaters.

Dieser gelassene Optimismus behielt recht: Gerrit Glynn war bereits heute mit ihren dreißig Jahren ein fertiger, in sich gefestigter Mensch.

Genau so, wie der Botschaftsrat sie gelegentlich hier und dort mal in der Gesellschaft seiner Verlobten getroffen, genau so stand sie jetzt plötzlich vor ihm: klein, fast noch jungmädchenhaft zierlich; brünett, mit ein wenig zu lichtblauen Augen; natürlich und ungezwungen; im Sportdress, der zu ihren blühenden Farben strotzender Gesundheit paßte. Das typische „sweet girl“ des Golf- und Tennisplatzes, das man sich eigentlich

mehr am Steuer eines schnittigen kleinen Sportautos oder im Sattel eines Springpferdes als in großer Abendtoilette und Juwelengeflimmer denken konnte. Sie war vielleicht keine Frau, die das Herz eines Mannes fanatisierte und in seelische Abenteuer stürzte — bestimmt aber war sie ein famoser Kamerad, der mit einem, wenn's darauf ankam, durch dick und dünn ging und noch gar nicht mal was Besonderes dabei fand.

Jetzt streckte sie dem Botschaftsrat vergnügt die Hand entgegen, die in braunem, mit Schlaufen geschlossenen Lederhandschuh stat.

„Good morning, Herr von Traß. Also man soll doch etwas auf Ahnungen geben! Heute treffe ich Sie hier — und noch vorgestern nacht habe ich von Ihnen geträumt. Wie ich darauf verfallen bin, weiß ich selbst nicht. Es gibt eben Dinge, die einem nur im Schlaf passieren können.“

Er drückte ihre Hand.

„Morgen, gnädiges Fräulein. Und herzlichen Dank für das zweifelhafte Kompliment, mit dem Sie mich da gleich empfangen.“

Sie stutzte.

„Wieso? War es nicht höflich?“

Dann lachte sie.

„O nein — ein Mißverständnis. Erst müssen Sie mich zu Ende hören. Denn natürlich waren Sie nicht das alleinige Traumbild, sondern auch Christa befand sich an Ihrer Seite — ganz, wie sich das für eine liebende Braut gehört. Ehe ich aufwachte, entwandeltet ihr denn auch beide Arm in Arm gravitatisch. Es war herzerreißend schön. Wie ein Film mit Bruno Kastner und Fern Andra. Vor Neid hätte ich weinen mögen.“

Er sah ihr in die spitzbübischen Augen.

„Ein Glück nur, daß Sie die Enttäuschung so schnell verwunden haben.“

Gerrit Glynn zog seufzend die Schultern hoch.

„Ich mußte, Herr von Traß. Liebeskummer zehrt an den Körperkräften. Solchen Luxus kann ich mir aber nicht gestatten. Denn in vier Tagen beginnt in Wimbledon ein enorm wichtiges Tennismatch, bei dem ich als Repräsentative wieder mal Deutschland würdig vertreten muß.“

„Ah — Sie fliegen nach London?“

„Sie auch?“

„Nein — nur nach Amsterdam.“

„Dienstlich natürlich?“

„Ja“, bestätigte er zurückhaltend.

Gerrit Glynn fiel etwas ein:

„Wissen Sie, Herr von Traß — in einer Hinsicht beneide ich Christa um ihre Zukunft nicht. Frauen von Diplomaten und Seeoffizieren sind eigentlich schon bei Lebzeiten ihrer Männer zur halben Witwenchaft verurteilt. Mir persönlich würde solche Rolle vielleicht ganz gut liegen. Aber Christa, dieses verträumte Geschöpf mit dem romantischen Herzchen und den großen Idealen —“

Etwas wollte ihm würgend die Kehle hochsteigen. Doch gewaltsam zwang er es nieder und versetzte mit starrem Lächeln, das gar keinen Sinn hatte:

„Demnach müßte man, solange es noch Zeit ist, vielleicht einen Austausch zwischen Ihnen beiden vornehmen, wozu ich aber selbst nicht rate.“

In Erkenntnis ihrer totalen Unzulänglichkeit schüttelte sie mit drolliger Resignation den Kopf.

„O Gott — ich als distinguierte Gattin des höchst feudalen Botschaftsrats von Traß! Da würden ganze Völkerstämme vor Lachen aussterben. Ich glaube, unsere Ehe erlitt schon nach den ersten acht Tagen eine hoffnungslose Panne. Oder würden Sie zum Beispiel folgende Bedingungen erfüllen, die ich stellen müßte: Daß ich als Ihre Frau an einem Wettschwimmen über den Müggelsee oder einem Staffettenlauf quer durch Berlin teilnehmen dürfte, daß ich heute in Stockholm und morgen an der Riviera und übermorgen in San Sebastian Tennis spiele, daß ich einem Kleinfalberklub beitrete oder — trotz meines achtzigpferdigen Rolls-Royce ein bisher unerfüllter Traum! — daß Sie sich ein Motorrad kaufen, und ich darf hinten mit aufsitzen, und in Saatwinkel oder Schulzendorf halten wir dann an und trinken Kaffee. Auch auf dem Karussellschwein im Lunapark möchte ich brennend gern mal reiten, was Sie mir gleichfalls vor unserer Eheschließung notariell garantieren müßten. Könnten Sie das tun, Herr von Traß, ohne daß man Sie sofort disziplinarisch entläßt?“

„Nein, gnädiges Fräulein“, mußte er zugeben, „an dem Karussellschwein und der Motorbraut nebst Kaffee-trinken in Saatwinkel scheitert unser Projekt. Weil vorerst leider keine Aussicht besteht, daß das Auswärtige Amt ein Sonderdezernat für vollstümliche Diplomaten einrichtet.“

Traß empfand es als eine Erlösung, daß der „D. 891“ jetzt startbereit war und die Passagiere ihre Plätze einnehmen mußten.

Der Pilot klemmte sich hinter sein Steuerrad. Die Türen wurden geschlossen und die Motoren angelassen.

Abschiedsgrüße, Winke, lechte Zurufe — der riesige Aroplan rollte vom Start — lief über die Grasnarbe — hob sich leicht und graziös.

Und nun vollzog sich das Wunder des alturalten Kfarustraumes, dem endlich das zwanzigste Jahrhundert seine Rechtfertigung gebracht.

Schon zu Duzenden von Malen auf eiligen Dienstreisen hatte Henner von Traß den Zauber des Fluges kennengelernt, hätte also wohl ein Recht besessen, gegen ihn längst blasirt und abgestumpft zu sein.

Und doch überfiel es ihn stets erneut gleich einem leisen, verwirrenden Rausch.

Die irdische Welt versank zu seinen Füßen, tiefer, immer tiefer. Schrumpfte zusammen, wurde winzig und ein Puppenpielzeug in ihren Einzelheiten, raumgreifend dagegen in ihren weitausgerissenen Prospekten, die sich in stets neuen Schattierungen entfärbten.

Ein fingerlanger schwarzer, qualmender Strich kroch schneidengleich durch das Gelände — wohl der Münchener D-Zug, der mit höchster Geschwindigkeit rastete.

Ein streichholzdünnere Faden schlängelte sich zwischen lättem Grün dahin — die Elbe.

Da links rundete sich das liliputhafte Gebilde eines Kindersteinbautastens — Magdeburg oder Braunschweig.

Ein See blinzelte wie ein Zyklopenauge aus dem grünschwarzen Wimpernkranz meilenweiter Nadelwälder herauf.

Autos, die die Chausseen entlang rasten, glichen Zwerggläserchen, unübersehbare Ackerbreiten braunseidenen Taschentüchern, Dörfer und Flecken bunt zusammengeworfenen Kulissen eines Puppentheaters, weidende Herden hunderter schwarzgrauer Merinoschafe aufgeregtem Ameisengefribbel.

Alles, alles überglitzert vom goldenen Glanz der Septemberr Morgenjonne, die man noch im Rücken hatte.

Doch als — halbwegs Hannover — der „D. 891“ in größere Höhen stieg, da taten sich neue Wunder auf. Wunder atmosphärischer Natur: In Wolkengebilde geriet man, die aus ständig wechselndem Fluß sich zu Formen barockster Phantastik einten. Waren sie eben noch schneeige Alpenfirne, so wuchsen sie im nächsten Augenblick zur heiligen Gralsburg auf, deren Türme und Zinnen in unirdischem Glanze flimmerten — kauerte dort drüben ein gespenstisches Urwaldungeheuer, so

wandelte es sich eine Minute später zu wildschäumender See, die ihre weißbrandenden Wellenkämme über tüdliche Korallenriffe peitscht — segelte weit in der Ferne ein gigantischer Eisberg durch den Äther, so setzte ihn im Handumdrehen der scharfe Südwest zu tausend flatternden, taumelig dahinquirlenden Wattedäusen auseinander, durch die Myriaden phosphoreszierender Sonnenpfeile ihre glühenden Feuerbahnen zogen.

Ja, diesem nüchternsten aller Jahrhunderte war es vorbehalten geblieben, den märchenhaftesten Sehnsuchts-traum jahrtausendalter, mühsalbeladener Menschheit wahr gemacht zu haben: sich aus dem Staube erheben, sich von der Erde lösen, die Schwingen breiten und dem ewigen All entgegenfliegen, durch das Millionen von Gestirnen seit undenklichen Äonen ihre schweigende Bahn zogen.

(Fortlekuna folgt.)

Die Schildkröte.

Von Walter v. Rummel.

In Marokko war's. Aber vor langer, langer Zeit, damals, als die Unabhängigkeit dieses Landes noch von niemandem angetastet war. Der bisherige Sultan war in jenem Sommer des Jahres 1894 gerade gestorben. Wie man sich erzählte, hatten sie ihn durch Gift zur Seite geschafft. Ganz Marokko befand sich in Aufruhr und Rebellion. Als Fremder konnte man nicht recht viel unternehmen. Es galt schon als nicht ungefährlich, von Tanger nach dem Kap Spartel zu reiten und zu einem Ausflug nach dem in den letzten Jahren so viel genannten mauerumgürteten Tetuan, das damals noch keine Europäer beherbergte, mußte man Soldaten des neuen Sultans als Bedeckung mitnehmen.

Doch ich will heute nicht von diesen längst vergessenen und verjuncten Dingen erzählen, will nur von einer Nichtigkeit in Welt und Raum, von einer marokkanischen Schildkröte berichten. Auch sie war jahrzehntelang aus meinem Gedächtnis weggewischt, war vergessen und verjunct. Aber als meine tierliebenden Kinder nicht ruhten, bevor sie zur Hausgenossin eine Schildkröte bekamen, hat diese, die „Alara“ gerufen, durch ihre ständige Gegenwart und Erscheinung mir wieder jene ihrer Schwestern, die ich auf meiner marokkanischen Reise gesehen, vor Augen gebracht und neuerdings deutlich in die Erinnerung zurückgerufen.

In der ersten Morgenfrühe waren wir, Tanger zustrebend, von dem pittoresk gelegenen Tetuan aufgebrochen, hatten uns durch steiles und zerklüftetes Gelände durchgearbeitet und hielten, als die Sonne schon ihren Höhepunkt überschritten, an einem in dieser sonst wasserlosen Wildnis plötzlich auftauchenden Teiche unsere erste Rast. Es war ein kleines, totes Gewässer. Ein Teich, wie ich bis dahin keine gesehen. Mit einem europäischen, einem deutschen Weiber hatte er nur die graue Farbe gemeinsam, die von seinem Schlammgrunde erzählte. Statt der Erlen, Birken und Weiden jedoch war er von Oleandern eingerahmt. So dicht umsäumten sie ihn, daß es gar nicht möglich gewesen wäre, bis an das Wasser selbst hinzugelangen, wenn nicht an einer Stelle Baum und Busch von den hier nicht selten rastenden Karawanen, von Menschenfüßen und Tierhufen niedergetreten gewesen wäre. Außer diesem einen Ruhe- und Tränkeplatz waren die Oleanderbüsche so, wie sie gewachsen. Von ihren Blättern sah man freilich nicht viel, denn alle die Sträucher standen in heißer, schwerer Blüte. Eine einzelne flammende, leuchtende, rote Wolke lagerte sich um den Teich. Nur in der hintersten Ecke des Gewässers war die rote Farbe durch davorstehenden grünen Bambus verdeckt. Dieser selbst hinwiederum war von fast handgroßen, blauen Windenblüten umrankt. Eine stille, prächtige Idylle, ein kleiner Ausschnitt aus dem verlorenen Paradies.

In der Ecke, aus der es blau herüberschimmerte, rührte sich etwas. Ein dunkler Punkt tauchte über das Grau des Wasserspiegels empor. Rasch näherte er sich. Eine Schildkröte. Geraden Weges schwamm sie zu uns herüber. Zwei Meter vor dem Ufer hielt sie mit dem Rudern an, ruhte sich aus. Länger streckte sich ihr Hals heraus. Neugierig und zutraulich zugleich musterten uns der Reihe nach die glänzenden Augen. Sie wachte aus Erfahrung, daß hier an ihrem Oleanderteiche nicht selten Menschen und Tiere rasteten. Nun wollte sie sehen, wer ihr heute die Ehre geschenkt war, wohl sehr erstaunt, machte sich Gedanken darüber, daß sie mit einem Male neben den gewohnten Menschen tiefbraunen Antlitzes, solche weißen Gesichtes vor ihren Augen hatte.

Lange starrte sie uns an, godelte dann zum anderen Ufer hinüber, kam aber gemächlich bald wieder, pflanzte sich von neuem vor uns auf und blieb. Ganz, als ob sie uns

etwas fragen, Neugierigkeiten von den fernem und fremden Weiten, aus denen wir kamen, wissen oder sonst gemütlich mit uns plaudern wollte.

Man lachte belustigt, und wir nahmen, während sie uns weiter trennend verblieb, das verspätete Mittagsmahl ein. Ich selbst erhob mich nach dem Essen von meinem Mantel, umschritt den Teich, pflückte einige Oleanderblüten, stieg den nächsten Hügelstamm empor, genoss den weiten Rundblick, der sich von hier aus bot.

Ein Schuß durchbrach laut und scharf die große Mittagsstille, die sich ringsum breitete. Rascher als ich gekommen, ging ich zurück. Wem mochte das gegolten haben? Unmöglich war es nicht, daß, während wir vergnügt gestafelt, irgend ein Räuber oder Rebell sich unter dem Schutze von Äpfeln und Buschwerk angeschlichen haben mochte und nun vom Lager aus beschossen worden war. Merkwürdig nur, daß jetzt alles wieder ganz still war, als ob gar nichts geschehen sei.

Als ich zurückkam, sahen unser alter Führer im weihem Barte und Burtus, sahen unsere Soldaten und Begleiter gerade auf. Nichts Böses erfuhr ich des weiteren. Nichts. Nur daß einem der mitreisenden Europäer beigegeben war, seinen neuen Revolver auszuprobieren. Dabei hatte er als Ziel sich unsere Schildkröte herausgesucht. Es war ihm auch gelungen, wie er befriedigt feststellte, sie zu treffen. Sie sei sofort in der Tiefe verschwunden. Gerade da vor mir müsse sie liegen. Wenn das Wasser klar und nicht trübe wäre, müßte man sie unbedingt sehen.

Kunststück. Auf ein Tier zu schießen, das man fast mit den Händen greifen konnte. Ich drehte dem schußgewaltigen Herrn den Rücken, sah auf, warf noch einen kurzen Blick auf den mir verleibeten, blutrot umsäumten Weiher, trabte dem Führer und den Soldaten nach, die mit ihren langen Flintenläufen auf dem Rücken vor mir auf ihren Paß gehenden Pferdchen einhertanzelten. Bei ihnen blieb ich den weiteren Weg über. Viel konnte ich mit ihnen ja nicht reden, aber es blieb mir so wenigstens erspart, mit dem treffsicheren Schildkrötenschützen Konversation machen zu müssen. Ich schwieg und schämte mich meines Europäertums.

Nicht vieler Reden wert! Nur eine Schildkröte, wie es deren noch Hunderttauende gibt. Aber doch wieder auch ein Tier, das sich in seinem oleanderbestandenen Gewässer seines kleinen, bescheidenen Lebens gefreut, das, als ob es noch Paradiese auf Erden gäbe, sich uns als Gefährte gefellt und durch eine nutz- und sinnlose Kugel für seine übergroße Vertrauensseligkeit bestraft, zu spät eines anderen und besseren belehrt worden war. — Und heute noch, nach 33 Jahren, halt' ich ihr ein gutes Andenken, meiner Schildkröte im Oleanderteich zwischen Tetuan und Tanger.

Die Magd.

Von Maria Ibele.

Maria Türpe hatte eine Dreizimmereinrichtung mitbekommen in die Ehe und eine schöne Wäscheausstattung und die alte Johanna, die Schannette, wie sie in Marias Elternhaus genannt wurde.

Von allem war Maria entzückt, von ihrer kleinen Wohnung, von ihrer Wäsche, von ihrem jungen Frauentum. Nur eines paßte ihr nicht: daß diese unmoderne Johanna in dem neuen Haushalt auch wieder um sie war, die Johanna, die heute noch aussah wie eine Bauernmagd und immer noch den vorstintflutlichen Spenser trug und Röcke mit Futter, die auf dem Boden aufstiegen. Sie hätte viel lieber ein junges Ding gehabt, so eine Puppe von einem Zimmermädchen, das tanzte und sich drehte und sie als Gnädigste ansprach. Sie hätte ruhig etwas theatralisch aussehen dürfen. Wie gerne hätte sie ein schwarzes Servierkleid gekauft und ein winziges Schürchen und ein tokettes Häubchen! Wirklich, Maria Türpe schämte sich vor den Besuchen, die in der jungen Ehe doch viel häufiger kamen als im Elternhaus. Was die sich wohl alle dachten, wenn der „Bauerntrampel“ die Tür öffnete? Sie fand es direkt hilflos, in ihrer modernen Wohnung so ein ediges, altes Möbelfstück zu haben, wie es Johanna war.

Auch das, was Maria geahnt und gefürchtet hatte, traf selbstverständlich ein: sie war nicht die Herrin im Haus, war nicht die junge Frau, sondern blieb für Johanna das Mädchen Maria. Und wie im Elternhaus wurde der Mann von Johanna umsorgt. Auch kochte sie, was sie für gut hielt, und Gesellschaften fanden nur statt, wenn es ihr angenehm war. Maria heulte oft vor Wut. Sie war überzeugt, daß sie die speibürgerlichste, lächerlichste Ehe führte von allen ihren Freundinnen. Und wem verdankte sie dies alles? Dieser alten Johanna, durch die eben keine Frische ins Haus kam und kein Schwung.

Schon im ersten Jahr ihrer Ehe küßte sich Maria Türpe Mutter. Wie freute sie sich auf das Kind! Dann also hatte sie auch einen Lebenszweck, eine Beschäftigung, etwas zum Spielen, etwas, das sie ganz persönlich leiten konnte. Das Kind kam, es war ein Junge. Glückselig war Maria. Als sie zum erstenmal aufstehen konnte, drängte sie die Johanna weg von ihrem Kinde. Die aber ließ sich nicht wegdrängen, blieb hartnäckig, ja, lebte nur mehr für diesen Jungen. Alle freien Sonntage widmete sie ihm. Und als der kleine Emil größer wurde, da sah er die meiste Zeit bei der Johanna in der Küche und plapperte.

Dann kam Emil in die Schule. Wieder war es Johanna, die ihm die Brote strich zum Mitnehmen. Manches Bedürfnistück von ihrem Lohne verschwand in seiner kleinen Tasche, und als er gar Gymnasiast wurde, war die alte Johanna stolz, als wäre sie die Mutter dieses Jungen.

Maria schwieg und schluckte die Eifersucht hinunter und die Wut. Aber oft war sie nahe daran, Johanna das Buch hinzuwerfen und ihr zu kündigen. Wenn sie nur den Gatten nicht fürchtete und den Jungen! Wie sie dann triumphieren könnte, diese alte Johanna! Auch wußte Maria in der Küche nicht recht Bescheid.

Da, an einem hellen, frühlingsfrohen Tage, bei einem Ausfluge, den Maria mit ihrem Gatten allein machte, weil der Junge sich für eine Schulaufgabe vorbereiten mußte, geschah das Furchtbare: der große schwimmende Steg, an dem der Dampfer anfuhr, zerbrach, die Balken stürzten ins Wasser, das wild war und gischte, aufgewühlt von den Schaufeln des Dampfers. Maria Türpe war auf der Stelle tot, war hineingewirbelt worden unter die Räder, und Emil Türpe starb nach wenigen Stunden, ohne nochmals das Bewußtsein erlangt zu haben.

Ein paar Tage ging ein großes Klagen durch die Zeitungen. Der Unglücksfall wurde bis ins kleinste besprochen. Bald war aber wieder alles vergessen, gab es neue Sensationen.

„Jetzt hat er wohl ausstudiert, der junge Türpe“, meinte eine Frau im Hause, die es schon lange geärgert hatte, daß der Junge studieren konnte. Rings in der Nachbarschaft war man mehr neugierig als mitleidig. Sicher kam jemand von der Verwandtschaft und holte Emil Türpe.

Aber nichts von alledem geschah, es blieb scheinbar beim alten, so unbegreiflich es allen war.

Eines Morgens entdeckte man am Hause einen Zettel: bei Türpes waren zwei Zimmer zu vermieten. Und in den Zeitungen war ein Inserat: Zu gut bürgerlichem Mittagstisch werden Dauergäste gesucht. Und Eingaben um Stipendien gingen an die Behörden hinaus, hingemalt von ungelenker Hand. Und abends unter der schummerigen brennenden Lampe, da sah ein junger Mensch bei einer tapferen, treuen Magd mit weihem Scheitel und verarbeiteten Fingern, die Weißzeug nähten für fremde Leute.

Gesellschaft und Mode

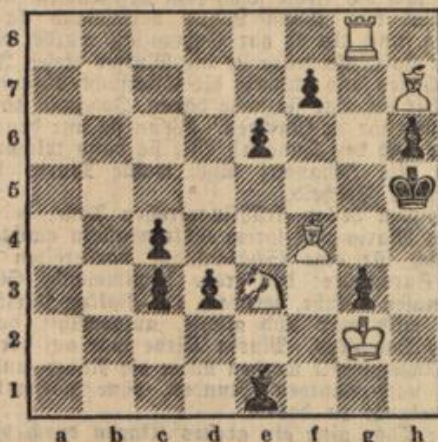
Schönheit für alle. „Schönheit war einst das Vorrecht weniger. Heute ist es das Recht aller. Früher mußte man schön geboren werden, heute erwirbt man Schönheit. Schönheit war einstmals beschränkt auf die oberen Klassen; jetzt ist sie jedem zugänglich.“ Mit diesen Worten bezeichnet eine Dame der englischen Aristokratie, Lady Fitzroy Stewart, den außerordentlichen Umschwung, der sich in dem weiblichen Schönheitsideal und in den allgemeinen Anschauungen von Schönheit vollzogen hat. „Eine Frau muß heute schön sein von der Wiege bis zum Grabe“, fährt sie fort, „und selbst im Grabe darf sie keine grauen Haare haben. In den alten Tagen waren Großmutter's graue Haare ein Ehrenzeichen ihrer Würde. Heute ist eine Großmutter noch immer „jung“, und sie färbt ihre Haare weiß, um Aufsehen zu erregen, und sie erregt es! Das Schönheitsideal ändert sich ja beständig, aber in unserer Zeit hat es eine ganz neue Note erhalten. Die Muster der Antike, wie sie sich in den unsterblichen Meisterwerken der Venus von Milo oder der Amazone des Vatikan darstellen, sind veraltet. Die Schönheit von heute kennt keine Taille, keine breiten Schultern, keinen gleichmäßigen Gesichtsa. und mit ruhigem Lächeln; sie ist auch vollkommen verschieden von der anmutigen und geschmeidigen Eleganz, die sich in den berühmten Frauenporträts des Rokoko ausdrückt. Wenn unsere Urnenkel in den Gemädegalerien die Züge der schönen Frauen von heute studieren werden, dürften sie zwei Haupttypen finden die selbstbewußte „männische“ Frau mit fast athletischem Körperbau und einem scharfen intelligenten Ausdruck, und die zarte nervöse Dame mit dünnen Lippen, seltsam leuchtenden Augen und einem milden zarten Ausdruck. Jede Frau kann sich heute zu einem dieser Typen entwickeln, und so gibt es keine häßliche Frau mehr.“

Spiele und Rätsel

Schach

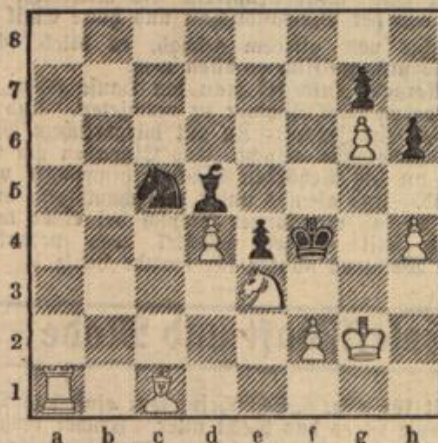
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 74. M. Havel.



Weiß: Kg2, Tg8, Lf4, h7, Se3.
Schwarz: Kh5, Le1, Bc3, c4, d3, e6, f7, g3, h6.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 75. J. Seeberger.



Weiß: Kg2, Tal, Lcl, Se3, Bd4, f2, g6, h4.
Schwarz: Kf4, Ld5, Sc5, Be4, g7, h6.
Matt in 4 Zügen.

Partie Nr. 410. Wiener Eröffnung.

Gespielt im Meisterturnier zu Kecskemet-Ungarn.

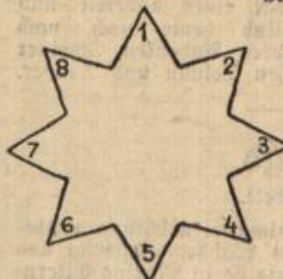
Weiß: Sargözy, Schwarz: Brinckmann.

1. e4-e5, 2. Sc3-Sf6, 3. Lc4-Lc5. Auf 3. ... Sxex4, um nach 4. Sxex4 mit d5 fortzufahren, antwortet Weiß am besten 4. Dh5-Sd6, 5. Dxe5+ usw. 4. d3-d6, 5. f4. Wenn Weiß hier Sf3 spielt, so wäre die Eröffnung noch Italienisch geworden. 6. f4 ist für Weiß unbequem. 5. ... Lg4, 6. Se2? Weiß will sich offenbar nicht auf 6. Sf3-Sc6 mit der Drohung Sd4 einlassen. In Betracht kam aber Sge2. 6. ... Sh5. Droht das lästige Dh5+. Schwarz erobert schon einen Bauern. 7. Dd2-Lxg1, 8. Sxg1-Sxf4, 9. Df2-Se6, 10. h3. Hier war 10. Dg3-Lh5, 11. Lxe6-fxe6, 12. Dxe7-Tf8, 13. Lh6-Tf7, 14. Dh8+-Kd7, 15. Dxd8+ stärker. 10. ... Lh5, 11. g4-Lg6, 12. Sf3-Dd7, 13. Sh4-Sc6, 14. c3-f6, 15. Sxg6-hxg6, 16. Le3-g5, 17. d4-Sf4, 18. 0-0-0-Sa5, 19. Lf1-Da4, 20. b4-Sc6, 21. dxe5-fxe5, 22. Lc4-a5!, 23. Dd2. Auch Lb3 nützt nichts: 23. Da3+, 24. Kb1-axb4, 25. Lcl-Da7 usw. 23. ... axb4, 24. Lxf4-Da3+, 25. Db2-Dxb2+, 26. Kxb2-bxc3+, 27. Kxc3-exf4. Weiß gibt auf.

Die Psychologie der Weltschachspieler. Während des internationalen Turniers in Moskau wurden interessante psychotechnische Versuche mit den einzelnen Weltmeistern angestellt. Dabei wurde festgestellt, daß die Schachmeister hinsichtlich des Gedächtnisses, welches man bei ihnen für besonders gut entwickelt hielt, sich durch nichts von den übrigen Sterblichen unterscheiden. Das Blindspiel, das Simultanspiel, das Behalten von ganzen Partien — all das ist nur eine ganz gewöhnliche starke Fähigkeit des Berufsgedächtnisses, welches wir auch bei anderen intellektuellen Berufen (Mathematiker, Linguisten, Bibliologen usw.) vorfinden. Gleichfalls unrichtig sind die traditionellen Vorstellungen über die konzentrierte Aufmerksamkeit der Schachspieler, ihre schnelle Auffassung und ihr schnelles Denken. Es ist sehr interessant, daß ganz entgegen der allgemein verbreiteten Meinung das Schachspiel in einer Reihe von Fällen das Mittel war, mit dessen Hilfe die Schachspieler ihre Zerstreuung besiegten. Dieser Feststellung maßen die Untersucher eine große pädagogische Bedeutung bei. Ferner wurde festgestellt, daß bei den Schachspielern die Fähigkeit zur Synthese im Verhältnis zu den analytischen Fähigkeiten vorherrscht. Gleichzeitig jedoch bewiesen die Versuche die stark ausgebildete objektive Natur des Geistes des Schachspielers. Dadurch wird die weit verbreitete Annahme des Zusammenhanges zwischen schachspielerischen Fähigkeiten und erotischen Trieben und Emotionsgefühlen widerlegt. Die Untersucher nehmen daher an, daß das Schachspiel nicht nur ein intellektueller Sport, nicht ein einfaches Spiel ist, sondern ein realer Kampf, was ihm den Hauptreiz verleiht. Was die individuellen Fähigkeiten des Schachspielers anbelangt, so bestehen hier zwei Grundtypen, der phantastische und der positive, der „geniale“ und der „wissenschaftliche“. Zu dem ersten Typ gehören: Dr. Lasker, Marshall, Réti, zu dem zweiten Typ: Capablanca, Rubinstein, Grünfeld und andere.

Rätsel

Sternrätsel.



Setze in die Sternzeichen Buchstaben ein, daß sie ergeben:

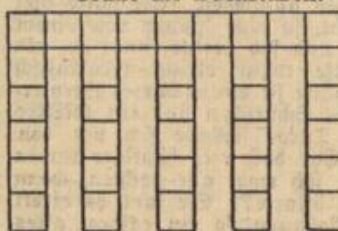
1 4 4 5	Klettertier,
8 5 6 6	Schweizer Held,
1 2 3 5 5	Teil des Heeres,
1 2 3 1 7 1	berühmte Flotte,
8 1 6	Bodensenkung,
3 5 8 5 2	Längenmaß,
4 5 7 5 2	Schreibgerät,
1 2 3 4 5 6 7 8	berühmter schwedischer General.

Rätselgleichung.

$a^2 + b = x$. a) Flächenmaß, b) Abkürzung eines Bibelbuches = x Berg im Kaukasus.

Geographisches Kammrätsel.

Ordne die Buchstaben:



a, a, a, a, b, d, d, e, e, e, e, e, g, i, i, i, l, l, l, n, n, n, n, n, n, o, o, o, p, r, r, r, s, s, derart, daß die wagerechte Reihe einen Staat in Südamerika nennt und die senkrechten Reihen folgendes ergeben: 1. Sunda-insel, 2. Stadt in d. Türkei, 3. europ. Insel, 4. Land in Asien, 5. Stadt in Italien.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 205.

Bilderrätsel: Ein Leben ohne Liebe ist wie Reben ohne Triebe. — **Füllrätsel:** Gemse, Lampe, Eimer, Ismid, Memel; Gleim. — **Wanderrätsel:** Holz, hohl, Kohl, Kohle.

Richtige Lösungen sandten ein: Adolf Ehmer aus Wiesbaden; Otto Fräkel aus Hahn i. T.